

Freundschaft in den Geistlichen Übungen und in den Satzungen der Gesellschaft Jesu

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn
wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn
zurück.

Johann Wolfgang von Goethe, Vier Jahreszeiten, Herbst, v. 44
Zuerst im Druck veröffentlicht in Goethes Werke. Vollständige Ausgabe
letzter Hand, Bd. 1–4: Gedichte, Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1827.

Ignatius schreibt am 24. Juli 1537 aus Venedig an Joan de Verdolay, einen vertrauten Bekannten in Barcelona: Mitte Januar seien bei ihm in Venedig neun seiner „Freunde im Herrn“ aus Paris eingetroffen, „sie alle Magistri in den Artes und sehr bewandert in Theologie, vier von ihnen Spanier, zwei Franzosen, zwei aus Savoyen und einer aus Portugal.“ Es handelt sich um die Gefährten, die mit ihm zusammen wenige Jahre später, 1539, den Orden der „Gesellschaft Jesu“ gründen sollten. Noch in Paris hatten sie 1535 gemeinsam in einer Kapelle auf dem Montmartre die Gelübde der Armut und der Keuschheit abgelegt und sich vorgenommen, ins Heilige Land zu fahren oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, sich dem Papst in Rom für Sendungen zur Verfügung stellen. Im Jahr 1544 beschreibt Diego Laínez in einem Brief an Juan de Polanco den Zusammenhalt dieser Gruppe in ihrer Pariser Zeit, bei der ersten Erneuerung dieser Gelübde nach einem Jahr:

Nachdem wir die Gelübde so bestätigt hatten, „blieben wir zu einem Mahl in Liebe. Das führten wir auch das Jahr hindurch weiter. Denn in Abständen von so und soviel Tagen gingen wir mit unserem Mitgebrachten bei einem zu Hause essen, dann wieder bei einem anderen. Dies hat, glaube ich, zusammen mit dem häufigen Einander-Besuchen und Miteinander-Umgehen sehr dazu beigetragen, uns zu erhalten. Und gerade in dieser Zeit hat der Herr uns besonders sowohl in der Wissenschaft geholfen, in der wir ordentlichen Fortschritt machten, indem wir sie immer auf die Ehre des Herrn und den Nutzen des Nächsten hinordneten, als auch darin, füreinander besondere Liebe zu haben und uns auch zeitlich in dem zu helfen, worin wir konnten.“ (MI FN I, 102–104)

Ähnlich hatte Peter Faber seine beginnende Freundschaft mit Ignatius geschildert. In seinem *Memoriale* schreibt er über seine Begegnung mit Ignatius:

„Gepriesen sei in Ewigkeit die göttliche Vorsehung, die es so zu meinem Wohl und Heil geordnet hat. Da es nämlich von jenem [dem für die Studierenden zuständigen Magister Juan de la Peña] so angeordnet war, dass ich den genannten heiligen Mann lehren sollte, erlangte ich den äußeren Umgang mit ihm und danach den inneren. Denn da wir im selben Zimmer zusammen lebten, am selben Tisch und mit demselben Geldbeutel, und er selbst mir zum Lehrer in den geistlichen Dingen wurde, indem er eine Weise mitteilte, wie man zur Erkenntnis des göttlichen Willens und seiner selbst aufsteigen kann, wurden wir schließlich eins in dem Verlangen, in dem Willen und dem festen Entschluss, diese Lebensweise zu

erwählen, die wir nun haben, wer wir auch von dieser Gesellschaft sind oder jemals sein werden, deren ich nicht würdig bin.“ (FM, 493)

Freundschaft entsteht, indem man einander kennen lernt, Vertrauen zueinander gewinnt und sich gegenseitig hilft. Die Freundschaft der Gefährten von Ignatius von Loyola untereinander steht am Ursprung des Ordens der Gesellschaft Jesu.

Im Folgenden sollen Hinweise auf Freundschaft in den Geistlichen Übungen und in den Satzungen der Gesellschaft benannt werden und mit Hilfe weiterer ignatianischer Texte kommentiert werden.

In den Geistlichen Übungen

Mit Freundschaftserfahrungen wie den soeben berichteten mag es zusammenhängen, dass Ignatius in der ersten Woche der Geistlichen Übungen das erste „Gespräch“ am Ende einer Meditation, das so genannte *Colloquium misericordiae* (GÜ 53), mit den Worten erläutert:

„Das Gespräch wird gehalten, indem man eigentlich spricht, so wie ein Freund zu einem anderen spricht oder ein Knecht zu seinem Herrn, indem man bald um eine Gnade bittet, bald sich wegen einer schlechten Tat anklagt, bald seine Dinge mitteilt und in ihnen Rat will.“

Mit einem solchen Gespräch am Ende einer Meditation verhält es sich wie in dem Psalm „Mein Hirt ist Gott der Herr“, der von einer Aussage über Gott als den Hirten, von dem man sich geführt weiß, in die vertrauensvolle Anrede übergeht: „Du bist bei mir.“

Noch deutlicher beschreibt Ignatius in der vierten Woche der Geistlichen Übungen die Begegnung mit dem Auferstandenen mit dem Bild der Freundschaft:

„Das Amt zu trösten anschauen, das Christus unser Herr bringt, und dabei vergleichen, wie Freunde einander zu trösten pflegen.“ (GÜ 224)

Das Wort „trösten“ ist für Ignatius sehr reich gefüllt. „Tröstung“ ist für ihn zuerst eine Beschreibung des Handelns Gottes am Menschen: Im Hymnus „Veni Sancte Spiritus“ wird ja der Heilige Geist mit „*Consolator optime*“ angesprochen, „bester Tröster“. Dies ist eine der möglichen Übersetzungen des in der Heiligen Schrift als Benennung des Heiligen Geistes gebrauchten Wortes *παράκλητος*, das auch Anwalt und Beistand bedeutet. Gott erfüllt das Herz mit Freude, Mut, Gewissheit und einem guten Selbstvertrauen. Ignatius versteht Freundschaft als ein Gleichnis für dieses Handeln Gottes am Menschen. Freundschaft besteht geradezu in dem „Amt zu trösten“. Dass Christus dieses Amt „bringt“, bedeutet, dass er auch andere zu diesem Amt befähigt. Dies ist für Ignatius die Gabe des Auferstandenen.

Die eben zitierte Stelle ist bezeichnend für das Menschenbild von Ignatius. Er sieht in der Freundschaft die tiefste menschliche Erfüllung, die in einem vertrauensvollen Miteinander besteht.

Auch der Beginn der „Betrachtung zur Erlangung der Liebe“ geht offenbar von der Erfahrung von Freundschaft aus, selbst wenn hier das Wort „Freundschaft“ nicht ausdrücklich gebraucht wird (immerhin hat das spanische Wort für Freund, „amigo“ seine Wurzel in dem Wort „amar“, lieben):

„Zuerst ist es angebracht, auf zwei Dinge zu achten:

- Das erste ist: Die Liebe muss mehr in die Werke als in die Worte gelegt werden.
- Das zweite: Die Liebe besteht in Mitteilung von beiden Seiten, nämlich darin, dass der Liebende dem Geliebten gibt und mitteilt, was er hat, oder von dem, was er hat oder kann; und genauso umgekehrt der Geliebte dem Liebenden. Wenn also der eine Wissen hat, es dem geben, der es nicht hat; wenn Ehren; wenn Reichtümer; und genauso gegenseitig.“ (GÜ 230,2 – 231,2)

Freundschaft wird als gegenseitige Liebe verstanden, in der man alle eigenen guten Gaben füreinander einsetzt. Letztlich geht es sogar darum, einander sich selbst mitzuteilen, wie es in der

Betrachtung zur Erlangung der Liebe ausdrücklich in Bezug auf Gott gesagt wird: Man soll mit vielem Verlangen wägen,

„wieviel Gott unser Herr für mich getan hat und wieviel er mir von dem gegeben hat, was er hat, und wie weiterhin derselbe Herr sich mir nach seiner göttlichen Anordnung zu geben wünscht, so sehr er kann.“ (GÜ 234,2)

Die gegenseitige Teilgabe bezieht sich auf positive Werte. Zwar war im Fundament der Geistlichen Übungen Indifferenz gegenüber den innerweltlichen Werten angemahnt worden:

„Wir sollen also nicht unsererseits mehr wollen:

- Gesundheit als Krankheit,
- Reichtum als Armut,
- Ehre als Ehrlosigkeit,
- langes Leben als kurzes;

und genauso folglich in allem sonst, indem wir allein wünschen und wählen, was uns mehr zu dem Ziel hinführt, zu dem wir geschaffen sind.“ (GÜ 23,6)

Dagegen könnte es scheinen, dass in der Betrachtung zur Erlangung der Liebe eindeutig von einem Vorrang von Wissen, Ehren und Reichtum gegenüber ihrem Gegenteil ausgegangen wird. Nur sie sind es, die man einander mitteilen soll.

Tatsächlich bedeutet die Indifferenz im Fundament der Geistlichen Übungen keineswegs, den Eigenwert der Dinge zu bestreiten, sondern nur, sich an nichts um jeden Preis anzuklammern. Und im Übrigen gilt nicht nur, dass geteilte Freude doppelte Freude ist, sondern auch, dass geteiltes Leid halbes Leid ist. Die Mitteilung von beiden Seiten mag also auch das Miteinander-Teilen von Leid umfassen, gewiss nicht, um das Leid zu mehren, sondern um es zu mindern.

Das Erstaunliche bei gegenseitiger Freundschaft ist, dass man im liebevollen Teilen und im Sich-Einander-Mitteilen keinen Verlust erleidet.

Verhaltene Hinweise auf Freundschaft findet man in den Geistlichen Übungen sonst noch sowohl in den Anmerkungen am Beginn, und zwar in der Beschreibung desjenigen, der die Übungen gibt, wie im so genannten Praesupponendum und schließlich in einigen Betrachtungen über die „Geheimnisse des Lebens Christi unseres Herrn“.

Nach GÜ 2 soll sich der Exerziitiengabe dem Übenden dazu helfen, mit dem Betrachtungsstoff selbständig umzugehen. Denn dies sei

„von mehr Geschmack und geistlicher Frucht, als wenn der, der die Übungen gibt, den Sinn der Geschichte viel erläutern und erweitern hätte. Denn nicht das viele Wissen sättigt und befriedigt die Seele, sondern das Innerlich-die-Dinge-Verspüren und Schmecken.“

Den Wunsch, andere in ihrer eigenen Entfaltung und Wachheit zu fördern, könnte man als bloßen Ausdruck einer pädagogisch erfolgsorientierten Haltung ansehen. Aber es könnte sich auch um eine „freundliche“, ja freundschaftliche Verhaltensweise handeln. Denn dass die Seele „gesättigt und befriedigt“ werde, ist nur eine andere Formulierung für das, was Ignatius „Tröstung“ zu nennen pflegt.

Das „Praesupponendum“ (GÜ 22) lautet:

„Damit sowohl der, welcher die geistlichen Übungen gibt, wie der, welcher sie empfängt, mehr Hilfe und Nutzen haben, ist vorauszusetzen, dass jeder gute Christ bereitwilliger sein muss, die Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verurteilen;

- und wenn er sie nicht retten kann, erkundige er sich, wie jener sie versteht;
- und versteht jener sie schlecht, so verbessere er ihn mit Liebe;
- und wenn das nicht genügt, suche er alle angebrachten Mittel, damit jener, indem er sie gut versteht, gerettet werde.“

Auch hier handelt es sich um die Weise, wie sich Freunde zueinander verhalten: es geht um die Bereitschaft, zuzuhören, nachzufragen, einander zu fördern; jedenfalls liebevoll miteinander

umzugehen. Was hier von jedem „guten Christen“ ausgesagt wird, gilt eigentlich bereits von jedem „guten Menschen“. Es geht um ein dialogisches Selbstverständnis, in welchem man für die Möglichkeit offen ist, vom anderen Menschen etwas zu erfahren, was für das eigene Heil konstitutiv ist. Der Gegensatz wäre ein monologisches Selbstverständnis, in welchem man vom anderen nur erwartet, in dem bestätigt zu werden, was man auch von sich aus bereits weiß.

In den „Geheimnissen des Lebens Christi unseres Herrn“ ist vor allem mehrmals von den „geliebten Jüngern“ die Rede, die Jesus ermahnt, ihre Talente zu gebrauchen (GÜ 278), die er ruft und sendet und über Klugheit und Geduld belehrt (GÜ 281); in der Darstellung der Verklärung heißt es, dass Jesus „seine geliebten Jünger Petrus, Jakobus und Johannes in Gesellschaft nahm“ (GÜ 284). Die Aufgaben der Jünger setzen ein wechselseitig vertrauensvolles Verhältnis zu Jesus voraus, das im Grunde als Freundschaft beschrieben wird.

In einem problematischen Sinn wird das Wort „Freund“ gebraucht, wenn es in Bezug auf Pilatus und Herodes heißt: „Sie wurden zu Freunden, die vorher Feinde waren“ (GÜ 295). Hier ist eine Solidarität hinter dem Rücken und auf Kosten eines anderen gemeint.

In den Satzungen

In den Satzungen der Gesellschaft Jesu geht es um die Verleiblichung des Geistes der Exerzitien,

Ein erster vielleicht überraschender Befund ist, dass in den Satzungen nie ausdrücklich mit diesem Wort von einer „Freundschaft“ der Ordensmitglieder untereinander die Rede ist.

Im Examen wird davor gewarnt, etwa Gelder bei „Freunden“ außerhalb des Ordens zu deponieren (n. 57); es wird auch auf die Probleme hingewiesen, die durch eine bleibende und zu sehr bestimmende Bindung an Verwandte oder Freunde außerhalb des Ordens entstehen können (Sa 60 [Examen], 143 [I]; vgl. auch Sa 246 [III]).

Andererseits wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, Freunde der Gesellschaft zu bewahren und eventuelle Gegner umzustimmen (Sa 426 [IV]), und es soll auch „für lebende und verstorbene Freunde und Wohltäter“ gebetet werden (Sa 638 [VII]).

Eine etwaige Warnung vor „Partikularfreundschaften“ innerhalb des Ordens im Sinn einer Karikatur von Freundschaft findet sich insofern, als „Urheber von Spaltung für die Zusammenlebenden untereinander oder gegenüber ihrem Haupt ... mit großer Sorgfalt aus dieser Gemeinschaft entfernt werden sollen wie eine Pest, die sehr anstecken kann, wenn man nicht schnell abhilft“ (Sa 664 [VIII]).

Obwohl nicht ausdrücklich von Freundschaft der Ordensangehörigen untereinander die Rede ist, finden sich doch der Sache nach eine Reihe von Texten, die nach einer Auslegung im Sinn einer Freundschaft oder zumindest eines an Freundschaft orientierten Verhaltens der Ordensmitglieder verlangen. Ohne eine solche Einheit der Herzen könnte ein Orden nicht lange existieren und sich auch nicht mit Recht „Gesellschaft Jesu“ nennen.

Ignatius und die Gruppe seiner Pariser „Freunde im Herrn“ hatten, wie bereits erwähnt, ursprünglich vorgehabt, ins Heilige Land zu fahren, die Heiligen Stätten zu besuchen und sich dort wohl auch dem Gespräch mit Muslimen zu widmen. Für den Fall, dass sich keine Möglichkeit zur Überfahrt bieten würde, hatten sie sich als Alternative überlegt, nach Rom zu gehen und den Papst zu bitten, sie dorthin zu senden, wo sie der Kirche am besten dienen könnten (vgl. die geschichtliche Bemerkung in Sa 605 [VII]). Als dieser Fall eintrat und der Papst auch auf ihr Angebot einging, entstand die Frage, ob sie nun in alle Winde zerstreut würden und ihren Zusammenhalt untereinander aufgeben müssten. Die Gruppe widmete sich dieser Fragestellung in

¹ Vgl. den Titel des Werks von DOMINIQUE BERTRAND, *Un Corps pour l'Esprit – Essai sur l'expérience communautaire selon les Constitutions de la Compagnie de Jésus*, Paris, Desclée de Brouwer 1974.

einer Reihe von abendlichen Zusammenkünften, deren Protokoll als die so genannte „Beratung der ersten Gefährten“ überliefert ist (n. 3):

„In der ersten Nacht, in der wir zusammenkamen, wurde dieses Problem vorgelegt: Ob es, nachdem wir uns und unser Leben Christus dem Herrn und seinem wirklichen und rechtmäßigen Stellvertreter auf Erden angeboten und geweiht hatten, damit er über uns verfüge und uns dorthin sende, wo er urteilte, wir könnten mehr Frucht bringen, sei es ...², seien es Indier³, seien es Häretiker, seien es welche anderen Gläubigen oder Ungläubigen auch immer; ² ob es sich also empfehle, dass wir so unter uns in einem Leib verbunden und vereint seien, dass uns keine noch so große leibliche Entfernung trennt, oder ob es sich vielleicht nicht so empfehle. ³ Damit dies durch ein Beispiel offenkundig werde: Wie wir gerade jetzt sind, schickt der Papst⁴ zwei von uns in die Stadt Siena⁵. Müssen wir für jene, die dorthin aufbrechen, Sorge tragen oder sie für uns, und sollen wir voneinander Kenntnis haben, oder sollen wir uns vielleicht um sie nicht mehr kümmern als um die, welche außerhalb der Gesellschaft sind?

⁴ Schließlich entschieden wir positiv, nämlich: Nachdem der gütigste und liebevollste Herr sich gewürdigt hat, uns so schwache Menschen und die wir aus so verschiedenen Gegenden und Sitten stammen, miteinander zu einigen und zu versammeln, dass wir die Einigung und Versammlung Gottes nicht spalten dürften, sondern eher von Tag zu Tag bestätigen und festigen müssten. ⁵ Wir sollten zu einem Leib werden, und die einen sollten für die anderen Sorge tragen und um sie wissen zum größeren Gewinn für die Seelen. Denn auch die Tugend selbst hat vereint mehr Stärke und Kraft, um jegliche schwierigen Güter zu verfolgen, als wenn sie in mehrere Richtungen zerstreut ist.“

Mit dem Bild des „Leibes“ wird das Bild der Heiligen Schrift für die Kirche auf den künftigen Orden angewandt. Dieser Orden ist eine Gemeinschaft „*ad dispersionem*“: „Künftig müssen wir ja entsprechend unserem Beruf und unserer Weise voranzugehen darauf vorbereitet sein, in den einen und den anderen Gegenden der Welt unterwegs zu sein“ (Sa 92,2 [Examen]). Ein solches auf viele Gebiete Verstreutwerden scheint im Gegensatz zur Einheit zu stehen, die aber gerade auch bei „noch so großer leiblicher Entfernung“ nicht nur aufrechterhalten, sondern vertieft werden soll. Es geht darum, voneinander zu wissen, sich umeinander zu kümmern und füreinander Sorge zu tragen. Darin möchten die ersten Gefährten dem entsprechen, dass sie ihre Gemeinschaft als von Gott zusammengeführt erfahren. Mit dieser Gnade Gottes wollen sie mitwirken. Dies wird später auch in den Satzungen wiederholt: In deren Vorwort (n. 134) heißt es:

„Zwar ist es die höchste Weisheit und Güte Gottes unseres Schöpfers und Herrn, die diese geringste Gesellschaft Jesu in ihrem heiligen Dienst bewahren, leiten und voranführen muß, wie sie sich gewürdigt hat, sie zu beginnen; ³ und auf unserer Seite muß mehr als irgendeine äußere Satzung das innere Gesetz der Liebe und Güte, welches der Heilige Geist in die Herzen schreibt und einprägt, dafür helfen. ⁴ Weil jedoch die freundliche Fügung der göttlichen Vorsehung von ihren Geschöpfen Mitwirkung erfordert und weil der Stellvertreter Christi unseres Herrn es so angeordnet hat und das Beispiel der Heiligen und die Vernunft es uns in unserem Herrn so lehren, ⁵ halten wir es für notwendig, daß Satzungen geschrieben werden, die helfen, gemäß unserem Institut auf dem begonnenen Weg des göttlichen Dienstes besser voranzugehen.“

² Im Manuskript ist der Platz für ein oder zwei Worte freigelassen. Vielleicht ist zu ergänzen: „der Türke“.

³ Als „Inder“ wurden auch Bewohner Süd- und Mittelamerikas bezeichnet.

⁴ Paul III.

⁵ 1539 wurden Paschase Broët und Simão Rodrigues nach Siena gesandt, Peter Faber und Diego Laínez nach Parma und Nicolás Alonso Bobadilla in das Königreich Neapel.

Das „innere Gesetz der Liebe und Güte“, das seinen Ursprung in Gott hat, ist die Bewusstseinsverfassung, aus der sich die Gesellschaftsverfassung, das tatsächliche Zusammenleben (das Vorangehen auf dem Weg des göttlichen Dienstes) ergeben soll und die durch die schriftliche Verfassung in der Formula Instituti und den Satzungen wiederum verstärkt werden soll⁶.

Ebenso heißt es am Beginn des X. Hauptteils, der davon handelt, „Wie dieser ganze Leib in seinem guten Stand bewahrt und gemehrt werden soll“ (n. 812):

„² Weil die Gesellschaft, die nicht mit menschlichen Mitteln errichtet worden ist, mit ihnen weder bewahrt noch gemehrt werden kann, sondern nur durch die allmächtige Hand Christi unseres Gottes und Herrn, ³ ist es notwendig, auf ihn allein die Hoffnung zu setzen, dass er selbst bewahren und voranführen müsse, was er zu seinem Dienst und Lobpreis und zur Hilfe für die Seelen anzufangen sich gewürdigt hat.“

Weil die Gefährten ihre Gemeinschaft als von Gott begründet ansehen, wollen sie bereits bei ihrer Beratung über die Frage einer Ordensgründung alles daran setzen, ihre Gemeinschaft zu bewahren und zu festigen, aber nicht indem sie ihre Bereitschaft, überallhin gesandt zu werden, einschränken, sondern indem sie auch in der leiblichen Entfernung voneinander dennoch einen einzigen Leib bilden, dessen Glieder zusammenstehen und sich füreinander einsetzen.

Nicht immer hatte Ignatius so gedacht. Im „Bericht des Pilgers“ erzählt er in n. 35f vom Anfang seiner ursprünglichen Pilgerfahrt nach Jerusalem:

„Und so brach er zu Beginn des Jahres 1523 nach Barcelona auf, um auf ein Schiff zu gehen. ² Und obwohl sich ihm einige Gesellschaften anboten, wollte er nur allein gehen; denn seine ganze Sache war, Gott allein als Zuflucht zu haben. ³ Und so sagte er eines Tages, als einige ihn, weil er weder Italienisch noch Latein konnte, sehr bedrängten, er solle eine Gesellschaft annehmen, und ihm sagten, wie sehr sie ihm helfen würde, und sie sehr lobten: ⁴ Auch wenn es ein Sohn oder Bruder des Herzogs von Cardona⁷ wäre, würde er nicht in seiner Gesellschaft gehen. Denn er wünsche drei Tugenden zu haben: Liebe und Glaube und Hoffnung. ⁵ Und wenn er einen Gefährten hätte, würde er, wenn er Hunger hätte, von ihm Hilfe erhoffen; und wenn er fiele, dass er ihm aufzustehen helfe; und so würde er auch auf ihn vertrauen und aus diesen Gründen Zuneigung zu ihm haben; und dass er dieses Vertrauen und diese Zuneigung und Hoffnung allein auf Gott richten wolle. ⁶ Und was er in dieser Weise sagte, verspürte er so in seinem Herzen. ⁷ Und mit diesen Gedanken hatte er den Wunsch, sich nicht nur allein, sondern auch ohne jeden Proviant einzuschiffen. ⁸ Und als er begann, über die Einschiffung zu verhandeln, erreichte er von dem Schiffsherrn, dass er ihn kostenlos mitnehme, weil er ja kein Geld habe, aber unter der Bedingung, dass er zu seinem Unterhalt in das Schiff etwas Zwieback mitbringe, und sonst würde man ihn auf keine Weise der Welt aufnehmen.“

36 Als er sich diesen Zwieback besorgen wollte, kamen ihm große Skrupel. „Dies ist die Hoffnung und der Glaube, die du auf Gott gerichtet hast, dass er dir nicht fehlen werde?“ usw. ² Und dies mit solcher Wirksamkeit, dass es ihm große Mühe machte. ³ Und da er nicht wusste, was mit sich tun, weil er auf beiden Seiten wahrscheinliche Gründe sah, entschied er sich am Schluss, sich in die Hände seines Beichtvaters zu geben; ⁴ und so erklärte er ihm, wie sehr er wünsche, der Vollkommenheit zu folgen und dem, was mehr Ehre Gottes wäre, und die Gründe, die ihn veranlassten, zu zweifeln, ob er Unterhalt mitnehmen solle. ⁵ Der Beichtvater kam zu der Auffassung, er solle das Notwendige erbitten und mit sich nehmen.“

⁶ Zu diesen drei Verfasstheiten vgl. Peter Knauer, Die Satzungen der Gesellschaft Jesu – Das »innere Gesetz«, »unsere Weise voranzugehen« und die »Satzungen«, in: Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu 1491–1556, hrsg. von Andreas Falkner und Paul Imhof, Echter Verlag Würzburg 1990, 379–384.

⁷ Die Familie Cardona gehörte zum höchsten Adel Kataloniens. Eine Schwester des Herzogs war mit Antonio Manrique de Lara verheiratet, in dessen Dienst Iñigo de Loyola einmal gestanden hatte.

Dies erzählt Ignatius rückschauend, und – obwohl ohne Kommentar – mit deutlicher Absicht in einer Zeit, in der er bereits – aus Schaden klug geworden – zu einer ganz anderen Ausfassung gelangt ist. Weit davon entfernt, dass die Inanspruchnahme gegenseitiger Hilfe im Widerspruch oder in Konkurrenz zum Gottvertrauen stünde, sieht er sie jetzt geradezu als dessen Ausdruck an. Im siebten Teil der Satzungen der Gesellschaft Jesu, in welchem es um das Ausgesandtwerden der Ordensmitglieder geht, n.624, begründet er, warum die Ordensmitglieder möglichst wenigstens zu zweit gesandt werden sollen:

„⁷ Was die Zahl dieser Arbeiter, die zu senden sind, und ihre Mischung angeht, soll ebenfalls bedacht werden.

– ⁸ Und erstens sollten wohl, soweit es möglich wäre, nicht einer allein, sondern wenigstens zwei gehen, ⁹ sowohl damit sie sich untereinander in den geistlichen und leiblichen Dingen mehr helfen, wie damit sie für diejenigen, zu denen sie gesandt werden, gewinnbringender sind, indem sie untereinander die Mühen im Dienst der Nächsten aufteilen.

– ¹⁰ Und wenn zwei gehen sollen, so scheint es, würde mit einem Prediger oder Dozenten gut ein anderer gehen, der im Beichthören und in Geistlichen Übungen die Ernte einsammelte, die jener ihm bereiten würde, und ihm in Gesprächen und den anderen Mitteln hülfe, die man gegenüber den Nächsten gebraucht.

– ¹¹ Ebenso wenn ein in der Weise des Vorangehens der Gesellschaft und im Umgang mit den Nächsten weniger Geübter gesandt wird, so scheint es, er sollte mit einem anderen zusammengetan werden, der mehr Erfahrung darin hätte; ihn könnte er nachahmen und, wenn Dinge vorkommen, die für ihn zweifelhaft sind, sich mit ihm besprechen und beraten.

– ¹² Mit einem sehr Hitzigen und Wagemutigen, scheint es, ginge gut ein anderer, mehr Umsichtiger und Zurückhaltender; und wie bei dieser so bei anderen Mischungen, ¹³ so dass die Verschiedenheit, mit dem Band der Liebe geeint, beiden hülfe und nicht Widerspruch oder Zwietracht zwischen ihnen oder den Nächsten erzeugte.

Es geht in allen diesen Hinweisen darum, dass die Gemeinsamkeit, die aus einer „mit dem Band der Liebe geeinten Verschiedenheit“ hervorgeht, nicht nur den ausgesandten Ordensmitgliedern selbst, sondern auch denen zugute kommen soll, zu denen sie gesandt werden. In diesem Sinn kann man von einer apostolisch begründeten Freundschaft sprechen.

Die gemeinte gegenseitige Ergänzung läuft nicht nur auf eine Addition, sondern auf eine Multiplikation der Kräfte hinaus. Denn die besonderen Fähigkeiten des Einzelnen kommen nicht nur ihm selbst, sondern zugleich auch dem anderen, mit dem er zusammen arbeitet, zugute.

Besonders anschaulich macht dies Gonçaves da Câmara in seinem Memoriale – Erinnerungen an unseren Vater Ignatius, n. 153, an der folgenden Episode:

„Als in Augsburg ein Reichstag der Fürsten und Prälaten von Deutschland stattfand, sandte Papst Julius III. als seinen Legaten Kardinal Morone, damit er, falls, wie er annahm, einige die Religion betreffende Dinge verhandelt würden, die Seite der Katholiken gegen viele häretische Herren vertrete, die sich notwendig anwesend finden würden. Zu diesem Ziel ließ er P. Ignatius um zwei Theologen von der Gesellschaft bitten, mit denen der Kardinal die Angelegenheiten seiner Gesandtschaft besprechen und durch die er Hilfe erfahren könnte in den Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen, die sich ergäben. Der Vater gab ihm die Patres Laínez und Nadal, welcher voraus allein aufbrach. An zwei Dinge erinnere ich mich, die unser Vater ihm sehr anempfahl, kurz bevor sie aufbrachen: Erstens, dass sie sich bemühten, soweit es an ihnen sei, gegenseitig ihre Autorität zu stärken. Und sie würden dies so erreichen: Wenn es darum gehe, einen Punkt von großer Schwierigkeit mit P. Laínez zu behandeln, solle dieser antworten, sie sollten P. Nadal konsultieren: er würde besser erläutern können, was darin zu tun sei. Und wenn sie es zuerst mit P. Nadal besprächen, solle

er in gleicher Weise auf P. Laínez verweisen. Zweitens, sie sollten am Tisch des Legaten, wo sie essen mussten, niemals Angelegenheiten von Wichtigkeit zur Sprache bringen, sondern gute, leichte und wenig belastende Dinge.“

Laínez und Nadal sollen in der Grundhaltung zusammen arbeiten, dass beiden mehr am Gelingen der Arbeit des Mitbruders als am Gelingen der eigenen liegt. Beide können sich darauf verlassen, in der eigenen Autorität vom andern gestärkt zu werden. In der Tat liegt eine große Chance der Gesellschaft Jesu darin, dass Mitbrüder mit ihrer je eigenen Kompetenz einander fördern. Natürlich muss dies auf Gegenseitigkeit beruhen. Wenn jeder im Orden so die eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen zugunsten der anderen einzusetzen bereit ist, stehen sich alle weit besser, als würde jeder nur die eigenen Fähigkeiten nur für das Gelingen seiner Arbeit nutzen können.

Gonçalves da Câmara nennt noch ein anderes Beispiel für freundschaftlichen Umgang von Ignatius mit seinen Mitbrüdern. Es geht darum, Eigeninitiative und Freiheit zu fördern:

„In Dingen von größerer Wichtigkeit wandte er noch mehr im einzelnen diese Sanftheit der Leitung an, die darin besteht, einem jeden das zu geben, was ihm aufgrund seiner Person oder seines Amtes geschuldet ist. Ich erinnere mich, dass er einen Pater zu rufen pflegte, wenn er ihn schickte, um Angelegenheiten von viel Gewicht mit großen Personen von Rom zu verhandeln, und dass er ihm sagte: ‚Kommt her; ich will, dass ihr geht und diese Angelegenheit mit dem Kardinal Soundso verhandelt; und ich will euch sie erfassen lassen. Ich ziele dies und dies an, und dafür boten sich mir diese und diese Mittel an.‘

Und nachdem er ihm die ganze notwendige Kenntnis und Unterweisung gegeben hatte, fügte er hinzu: ‚Aber ich will, dass ihr dort die Mittel anwendet, von denen der Herr euch lehrt, dass sie die angebrachtesten sind, und ich lasse euch in aller Freiheit, dass ihr tut, was euch am besten scheint.‘ Zuweilen verhielt er sich mir gegenüber auf diese Weise; und wenn ich am Abend zurückkam, war die erste Sache, die er mich fragte: ‚Kommt ihr zufrieden mit euch?‘ Er setzte voraus, dass ich die Sache mit Freiheit verhandelt hätte und dass alles, was ich getan hatte, von mir sei.

Und obwohl dieses Vertrauen, das er auf die Untergebenen hatte, sehr allgemein war, verwirklichte er es doch ganz besonders mit den untergeordneten Oberen. Im Jahr 1553 schickte unser Vater in diese Provinz als Visitator P. Dr. Miguel de Torres, der erst vor wenig mehr als einem Jahr in die Gesellschaft eingetreten war. Und um diese Reise zu machen, ließ er ihn die Profess ablegen. Und obwohl es sich damals um sehr schwierige und wichtige Angelegenheiten handelte, gab er ihm doch für die Lösung und Entscheidung keiner davon Gesetze noch Regeln, mit denen er seine Vollmacht oder Freiheit eingeschränkt hätte, sondern wollte, dass er sie in allem anwende. Ausführliche Unterweisungen für alles und Hinweise, die sich ihm anboten, dass man sie in diesen oder jenen Lagen anwende: ja; jedoch Verpflichtungen, auf diesem oder jenem anderen Weg zu gehen: auf keine Weise. Vielmehr gab er ihm eine große Zahl Bogen, die von ihm blanko unterzeichnet waren, damit er entsprechend dem, was er als angebracht beurteile, darauf Urkunden oder Briefe von ihm schreibe an die, welche und wie er wolle.“

So kann man nur handeln, wenn man dem anderen wie sich selber vertraut. Das Beispiel wirft auch ein Licht auf die Frage, wie Ignatius den so genannten Verstandesgehorsam gemeint hat: Es geht darum, alle Fähigkeiten des eigenen Verstandes einzusetzen, um einen Auftrag im Sinn des Oberen zu erfüllen, selbst wenn man an Ort und Stelle anders handeln muss, als der Obere selbst vielleicht ursprünglich vorgesehen hatte. Verstandesgehorsam besteht gerade nicht darin, den eigenen Verstand auszuschalten. Deshalb wünscht Ignatius, dass Aufträge des Oberen von den Untergebenen in ihrer jeweiligen Zielsetzung verstanden werden und die Untergebenen von Seiten des Oberen auch jede mögliche Hilfe erfahren (vgl. Sa 629–632 [VII]). Verstandesgehorsam ist verstehender Gehorsam.

Ignatius liegt vor allem daran, dass die Verbundenheit der Ordensmitglieder mit ihren Oberen durch ihre Verbundenheit untereinander vorbereitet ist.

Unter Voraussetzung des siebenten Hauptteils über die Sendungen behandelt der achte Hauptteil der Satzungen die Frage, „was dazu hilft, die Verteilten mit ihrem Haupt und untereinander zu vereinen“. Hier ist zum einen von der „Einheit der Herzen“ die Rede, zum anderen von der „persönlichen Einheit auf Kongregationen oder Kapiteln“ (Sa 655,5–6 [VIII]). In der Einleitung (Sa 655,3–4 [VIII]) heißt es:

„Je schwieriger es ist, dass sich die Glieder dieser Gemeinschaft mit ihrem Haupt und untereinander vereinen, da sie so auf verschiedene Gebiete der Welt unter Gläubige und unter Ungläubige verstreut sind, desto mehr muss man nach Hilfen dafür suchen.⁴ Denn die Gesellschaft kann weder bewahrt noch geleitet werden und folglich auch nicht das Ziel erreichen, das sie zu größerer göttlicher Verherrlichung erstrebt, ohne dass ihre Glieder untereinander und mit ihrem Haupt vereint sind.“

Als weitere Schwierigkeiten gegen die Einheit nennt Ignatius neben der geographischen Verstreuung der Mitbrüder die Tatsache, dass es sich bei ihnen gewöhnlich um wissenschaftlich ausgebildete Leute mit sehr selbständigen Auffassungen handeln werde und sie vielleicht in der „Gunst von Fürsten oder hohen Personen oder Bevölkerungen“ (Sa 656 [VIII]) stehen werden, also mit untereinander möglicherweise verfeindeten Gruppen zusammenarbeiten. Aber weit davon entfernt, Schwierigkeiten für die Einheit möglichst zurückzudrängen, sucht Ignatius nur, trotz ihrer die Einheit erst recht so sehr möglich zu fördern. Dies ist bezeichnend für das „dialektische“ Vorgehen von Ignatius, das darin besteht, ursprünglich entgegengesetzte Extreme zusammenzubinden.

Als das hauptsächliche Band auf beiden Seiten (Obere und Untergebene) für die Einheit der Glieder untereinander und mit dem Haupt wird genannt (Sa 671 [VIII])

„die Liebe Gottes unseres Herrn;² denn wenn der Obere und die Untergebenen sehr mit seiner göttlichen und höchsten Güte vereint sind, werden sie sich sehr leicht untereinander selbst durch dieselbe Liebe vereinen, die von der göttlichen Güte herabkommt und sich auf alle Nächsten und besonders auf den Leib der Gesellschaft erstreckt.³ So werden also die Liebe und allgemein alle Güte und die Tugenden, mit denen man dem Geist gemäß vorangeht, zur beiderseitigen Einheit helfen;⁴ weiterhin auch alle Geringschätzung der zeitlichen Güter, bei denen die Eigenliebe, welche die Hauptfeindin dieser Einheit und des allgemeinen Wohls ist, ungeordnet zu werden pflegt.“

Es gibt einen Brief von Ignatius, der so etwas wie eine Gebrauchsanweisung für den Umgang mit Oberen darstellt. Ignatius empfiehlt darin, dass die einzelnen Ordensmitglieder Vorschläge, die sie dem Oberen machen, zuvor bereits untereinander besprochen haben sollten:

„Erstens. Wer mit einem Oberen umgehen muss, bringe die Dinge, indem er sie selber bedacht und überlegt oder mit anderen besprochen hat, je nach der größeren oder geringeren Wichtigkeit. Gleichwohl wird es bei den ganz geringen oder sehr eiligen Dingen, wenn die Zeit zum Überlegen oder Besprechen fehlt, seiner guten Klugheit überlassen, ob er sie, ohne sie zu besprechen oder sehr zu überlegen, dem Oberen darstellen soll oder nicht.

2. Indem er sie so bedacht und überlegt hat, lege er sie vor, indem er sagt: ‚Diesen Punkt habe ich selbst‘ oder ‚mit anderen‘ – je nachdem – ‚überlegt. Und mir kommt ein,‘ oder ‚wir haben überlegt, ob es nicht so oder so gut wäre.‘ Und niemals soll er zum Oberen, wenn er mit ihm umgeht, sagen: ‚So ist dies oder jenes gut oder wird es sein‘, sondern er soll bedingt sagen: ‚ob es nicht gut ist‘, oder ‚ob es nicht gut sein wird‘.

(BU, 736f, Brief vom 29. 5. 1555).

Ignatius wünscht, dass freundliche Umgangsformen eingehalten werden und man nicht Dekrete füreinander formuliert. In diesem Brief empfiehlt Ignatius ferner, wenn sich mit der Entscheidung des Oberen für den Untergebenen bleibende Probleme ergeben, unter Umständen mehrmals beim

Oberen vorstellig zu werden. Tatsächlich müsste ein guter Oberer den Wunsch haben, auf Fehler oder Irrtümer aufmerksam gemacht zu werden, was natürlich ein Klima gegenseitigen Wohlwollens voraussetzt.

In seinem Memoriale, n. 87, berichtet Luis Gonçalves da Câmara, wie sehr sich Ignatius selber über alle Nachrichten von seinen Mitbrüdern gefreut hat:

„Zeichen dieser großen Liebe ist die Freude und das Gefallen, die er daran hatte, über die Dinge der Brüder zu sprechen und zu hören. Die Briefe über Erbauung und Neuigkeiten der Kollegien ließ er zwei-, dreimal lesen. Einmal rief er mich im Landgut (das war im Jahr 1555) und sprach über diesen Stoff mit höchstem Gefallen. Er befahl mir, zusammenzurechnen, wie viele damals in der ganzen Gesellschaft waren; und ich erinnere mich, dass wir neunhundert fanden.

Als ich dort war, sprach ich mit unserem Vater oft von den Brüdern von Portugal und von Indien; er freute sich überaus, sogar zu hören wie sie aßen, wie sie schliefen, wie sie sich kleideten und andere Einzelheiten und geringste Kleinigkeiten; so sehr, dass er, als er mich einmal viele Dinge über Indien fragte, sagte: ‚Gewiss, ich würde gerne erfahren, wenn es möglich wäre, wie viele Flöhe ihn jede Nacht beißen‘“

In den Satzungen findet sich im VIII. Hauptteil, n.661 über die Einheit in der Gesellschaft Jesu noch ein besonderes Beispiel für ein freundschaftliches Verhältnis von Mitbrüdern zueinander in der Erfindung des „Kollaterals“, des „Beigeordneten“ für den Oberen. Der so sehr auf den Gehorsam im Orden bedachte Ignatius ist zu der Auffassung gekommen, dass es manchmal besser sein kann, einen Mitbruder dem Oberen als freundschaftliche Hilfe zur Seite zu stellen als ihn ihm unterzuordnen:

„Obwohl der Kollateral nicht unter dem Gehorsam des Oberen oder desjenigen steht, dem er beigegeben wird,

- muss er ihm innerlich und äußerlich Ehrfurcht erweisen und darin den anderen, die unter dessen Gehorsam stehen, ein Beispiel geben;
- ² ebenso soll er, mit so großer Sorgfalt er kann, dem, welcher die Verantwortung trägt, in allen Dingen seines Amtes helfen, wo es von ihm verlangt wird.
- ³ Und auch wenn man ihn nichts gefragt hätte, er jedoch sähe, dass es angemessen ist, ihm etwas in bezug auf seine Person oder Dinge, die seines Amtes sind, zu sagen, muss er ihn treu informieren und ihm seine Auffassung mit christlicher Freiheit und Bescheidenheit sagen. ⁴ Aber nachdem er seine Gründe und Motive vorgetragen hat, muss der Kollateral, wenn der Obere entgegengesetzter Auffassung sein sollte, sein eigenes Urteil unterwerfen und sich in Übereinstimmung mit ihm bringen, wenn er nicht große Klarheit hätte, dass jener irrt; und in einem solchen Fall muss er den höheren Oberen benachrichtigen.
- ⁵ Ebenso soll der Kollateral sich bemühen, soweit es möglich ist, die Untergebenen untereinander und mit ihrem unmittelbaren Oberen in Einverständnis zu bringen, indem er wie ein Engel des Friedens unter ihnen geht und sich darum bemüht, dass sie von ihrem Vorgesetzten, den sie an Stelle Christi unseres Herrn haben, so denken und ihn so lieben, wie es angebracht ist.
- ⁶ Er soll auch seinen General- oder Provinzialoberen von den Dingen benachrichtigen, die dieser ihm aufgetragen haben wird und die ihm derjenige auftrüge, dem er als Kollateral beigegeben wird;
- ⁷ und auch von sich aus soll er für ihn einspringen und Mitteilung machen, wenn jener wegen Unpässlichkeiten oder Beanspruchungen oder aus irgendeinem anderen Grund in etwas ausfiele.

⁸ Auf der anderen Seite muss der Obere gegenüber seinem Kollateral einige Dinge beobachten:

- ⁹ Und zwar soll er erstens, da er sieht, dass man ihm jenen nicht als Untergebenen, sondern als Hilfe und Erleichterung gibt, besondere Liebe und Ehrfurcht zu ihm haben und ihm erweisen und vertraut mit ihm sprechen, damit er mehr Mut und Leichtigkeit finde, ihm seine Auffassung zu sagen, und besser sehe, in welchen Dingen er ihm helfen kann.
- ¹⁰ Er bemühe sich auch, dem Kollateral Vertrauen zu schaffen und zu bewirken, dass er von denen geliebt werde, die unter seiner Verantwortung stehen; denn er wird ihnen gegenüber ein um so nützlicheres Werkzeug für ihn sein.
- ¹¹ Die Dinge, in denen ihm eine Schwierigkeit zu bestehen scheinen wird, sollte er dann mit ihm besprechen, indem er ihn nach seiner Auffassung fragt und ihn ermuntert, ihm zu sagen, was er meint, auch wenn er nicht gefragt worden wäre, und ihn an alles zu erinnern, was ihm als für seine Person oder sein Amt angebracht einkäme; ¹² und indem er hört, was sein Kollateral sagt, wird er sich danach selbst besser entscheiden.
- ¹³ Was die Ausführung seines Amtes für die Leitung derer betrifft, die er unter seiner Verantwortung hat, soll er in den Dingen, die wichtiger sind, ob es sich um allgemeine der Häuser handelt oder um einzelne eines jeden der Brüder, sich des Kollaterals als eines treuen Werkzeugs bedienen.
- ¹⁴ In dem, was den Generaloberen betrifft und ihm geschuldet wird, soll er sich ebenfalls helfen lassen; und er soll ihn, abgesehen von der Vollmacht, in allem so ansehen und ihm so vertrauen wie sich selbst, in der Einheit des Geistes in unserem Herrn.
- ¹⁵ Und es ist zu beachten, dass hauptsächlich in zwei Fällen ein Kollateral gegeben werden soll:
 - ¹⁶ Der erste ist, wenn man eine viel größere Hilfe für den wünschte, der mit der Hauptverantwortung gesandt wird, weil er in einer derartigen Leitung nicht so geübt und erfahren ist oder aus anderen Gründen, wiewohl sein Verlangen und sein Leben zu größerer göttlicher Verherrlichung sehr gebilligt werden.
 - ¹⁷ Der zweite, wenn einer von denen, die er in seiner Begleitung haben soll, solcherart ist, dass man dächte, er würde nicht soviel Nutzen davon haben, unter dem Gehorsam dessen zu stehen, der die Verantwortung trägt, als wenn er sein Begleiter wäre, und wenn er Eigenschaften hätte, um ihm zu helfen.“

Der Kollateral soll dem Oberen „in christlicher Freiheit“ Hinweise geben können; gegenüber den Untergebenen soll er „wie ein Engel des Friedens“ dazu beitragen, eventuelle Missverständnisse zwischen Untergebenen und Oberen aufzulösen. Mit „christlicher Freiheit“ meint Ignatius, dass man auch Autoritätspersonen von Angesicht zu Angesicht das sagt, was man für notwendig und hilfreich hält (vgl. auch Sa 817,8 [X]).

Der Obere seinerseits soll „vertraut (*familiarmente*)“ mit dem Kollateral sprechen; Ignatius gebraucht hier (Sa 661,9 [VIII]) das gleiche Wort, das er für die Vertrautheit mit Gott im Gebet gebraucht (Sa 723,2 [IX]).

Vielleicht hat Ignatius dieses Amt des Kollaterals im Wissen darum erfunden, dass der Obere in seiner Funktion einsam sein kann.

Ignatius wusste allerdings auch, dass selbst eine solche Freundesposition des Kollaterals nicht ohne Probleme ist. Er lässt seinen Sekretär Juan de Polanco in einem Brief an Luis Gonçalves da Câmara, den er Miguel de Torres, dem Provinzial der portugiesischen Ordensprovinz, als Kollateral begeben wollte, über dieses Amt schreiben:

„Da Sie nun einmal Kollateral des Provinzials sind, wenngleich nicht verpflichtet, dort zu sein, wo dieser ist, ist es recht, dass Sie besonders darum besorgt sind, ihm zu helfen, und am meisten in den Dingen, die von seinem Amt am wichtigsten sind. Sie sollen ihn in Bezug auf seine Person und seine Leitung auf das hinweisen, was Ihnen eines Hinweises oder einer

Erinnerung zu bedürfen scheint; und dies mit jener Liebe und Klugheit, die Euer Hochwürden anzuwenden wissen wird, indem Sie darauf ein Auge haben, dass der Provinzial Ihre Erinnerungen liebevoll aufnimmt und sich über die Hilfe freut, die ihm dadurch erwiesen wird, ja dass er sie sogar sucht; er soll nicht Anlass haben, sich zu verbergen noch den Austausch mit Euer Hochwürden zu fliehen, wie man den mit einigen lästigen Zensoren zu fliehen pflegt. Dazu wird helfen, ihm viel Respekt zu erweisen und sich sehr bereit zu zeigen, ihm auch in dem zu gehorchen, wozu Sie nicht verpflichtet sind, und überhaupt dafür zu sorgen, dass der Provinzial Sie lieb hat und sehr auf Euer Hochwürden vertraut.“ (BU 836f, Brief vom 15. Januar 1556).

Das Amt des Kollaterals scheint tatsächlich eher schwierig gewesen zu sein. Wahrscheinlich hat es dieses Amt überhaupt nur zur Zeit von Ignatius gegeben; jedenfalls ist mir noch keine Erwähnung eines solchen Amtes zu späterer Zeit begegnet. Es scheint vorauszusetzen, dass bereits zuvor und von vornherein eine freundschaftliche Beziehung besteht, die das Verhältnis Oberer – Untergebener überbietet. Diese kann man wohl nicht erst durch die Einsetzung in ein solches Amt herstellen.

Heute entspricht diesem Amt noch am ehesten das des Socius des Provinzials oder des Novizenmeisters.

Ignatius war, wie man besonders an seiner Korrespondenz erkennen kann, ein Meister der Teamarbeit. Er suchte nach Mitarbeitern, denen er vertrauen konnte. So schreibt er über das Amt des Generals:

„Denn da er sich mit so vielen Personen verständigen und von so verschiedenartigen und so wichtigen Dingen handeln muss, würde er, hätte er keine Helfer, eine unerträgliche Last tragen, die er nicht einmal bei großer Verzettelung und Verkürzung des Lebens gut aushalten könnte; ² und so sieht man, dass alle, die wichtige Leitungsämter haben, denen sie gut gerecht werden, viele Hilfen dafür haben. ³ Und so hat sie der General nötig, um sein Amt gut, schnell und ruhig auszuführen.“ (Sa 799 [IX])

Die Formulierung „gut, schnell und ruhig“ ist für Ignatius bezeichnend. Es geht ihm um freundliche und freundschaftliche Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe, die eine sachgemäße, entscheidungsbereite und ungestresste Vorgehensweise ermöglicht.

Der erste Helfer für den General ist der „Sekretär der Gesellschaft“, den Ignatius so beschreibt:

„Der Betreffende müsste jemand mit Sorgsamkeit und Urteil sein, und, wenn es möglich wäre, mit Gelehrtheit, und er sollte von solcher Erscheinung sein und eine Weise haben, dass er mündlich und brieflich mit allen Arten von Personen umgehen kann; ² und vor allem sollte er jemand sein, dem man vertrauen kann und der die Gesellschaft in unserem Herrn liebt, damit sich der Generalobere seiner zu göttlicher Verherrlichung besser bedienen und Nutzen von ihm haben kann.“ (Sa 802 [IX]).

Auch außerhalb der Gesellschaft sucht Ignatius Freunde für sie. So schreibt er in dem Teil der Satzungen, der von der Erhaltung und Förderung des ganzen Leibes der Gesellschaft handelt. Es handelt sich um das einzige Mal, dass in den Satzungen das Wort „Freundschaft“ vorkommt:

„Hauptsächlich soll das Wohlwollen des Apostolischen Stuhles aufrechterhalten werden, dem die Gesellschaft in besonderer Weise zu dienen hat, ² und danach das der zeitlichen Fürsten und großen und einflussreichen Personen, deren Gunst oder Ungunst viel dafür ausmacht, dass sich die Tür für den göttlichen Dienst und das Wohl der Seelen öffnet oder schließt. ³ Ebenso soll man, wenn man bei einigen, insbesondere Personen von Belang, Übelwollen verspürte, für sie beten und die angebrachten Mittel gebrauchen, damit sie zu Freundschaft zurückgeführt werden oder wenigstens keine Feinde sind; ⁴ und dies nicht, als fürchte man Widerspruch und schlechte Behandlung, sondern damit Gott unserem Herrn in allen Dingen mit dem Wohlwollen aller dieser besser gedient und er mehr verherrlicht

werde.“ (Sa 824 [X])

Eingangs war auf die Formulierung der Geistlichen Übungen in einer der Auferstehungsbetrachtungen hingewiesen worden, man solle das

„Amt zu trösten anschauen, das Christus unser Herr bringt, und dabei vergleichen, wie Freunde einander zu trösten pflegen.“ (GÜ 224)

Es mag wiederum überraschen, dass in dem Teil der Satzungen, der über die eventuelle Entlassung von Mitgliedern handelt, der gleiche Ausdruck „trösten“ gebraucht wird. Der Obere

„bemühe sich, ihn in so großer Güte und Liebe gegenüber dem Haus und so getröstet in unserem Herrn wie möglich fortzuschicken.“ (Sa 225 [II])

Die Satzungen der Gesellschaft Jesu wünschen, dass selbst dann, wenn sich jemand vom Orden wieder trennt, eine Freundschaft erhalten bleibt.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die „Gesellschaft Jesu“ trägt ihren Namen deshalb, weil sie in der Kirche dafür eintreten will, dass das Christsein für alle bedeutet, zusammen mit Jesus vor Gott zu stehen: „Gott ist getreu, der uns berufen hat zur Gemeinschaft mit seinem Sohn Jesus Christus“ (1 Kor 1,6). Diesem Ziel dient sie am meisten, wenn ihre Mitglieder füreinander „Freunde im Herrn“ sind.